

Ein rätselhafter Siedlungsplatz auf dem Haldi

Forschung | Archäologische Untersuchungen im Studenbergliwald

Erstmals wurde im Rahmen der Urner Wüstungsfor- schung ein ehemaliger Siedlungsplatz auf dem Haldi näher untersucht. Der Grund: Im Studenbergli- wald hat der Wald einige Ruinen bewahrt.

Marion Sauter

Die Hochterrasse Haldi weist eine moderate Höhe auf und liegt äusserst günstig zwischen der Reussebene und dem Schächental. Der Studenbergliwald nimmt eine Kuppe ein und ist somit ganzjährig besonnt – ein nahezu idealer Siedlungsplatz. Von den Anfängen der Besiedlung eingangs des Schächentals ist jedoch wenig bekannt: Immer noch klafft zwischen der ersten Erwähnung Bürglens im Jahr 857 und den ältesten datierten Gebäuden eine Lücke von mehreren Hundert Jahren. Bezieht man das beim Bau der Klausenstrasse entdeckte, spätbronzezeitliche Grab mit ein, sind es gar über 3000 Jahre.

2009 entdeckt

Im Sommer 2009 streifte eine Gruppe Architekturstudenten der Hochschule Luzern durch den Studenbergliwald – die erste Prospektion unterhalb der alpwirtschaftlichen Zone. Schon nach wenigen Schritten wurde offensichtlich, dass sich hier weitläufige Mauerzüge, einige wuchtige Terrassierungen und mehrere Ruinen erhalten haben. Mangels Übersicht im stark bewachsenen, hügeligen Gelände wurden die Ruinen und Mauerzüge 2012 von Lorenz Ilg und Simon Fetscher (SWR AG, Altdorf) eingemessen. Dabei stellte sich heraus, dass das Gros der weitläufigen Mauerzüge die 1537 definierte Gemeindegrenze zwischen Bürglen und Schattdorf markiert – eine Besonderheit, denn kaum eine andere Urner Gemeindegrenze wurde jemals mit Mauern zementiert. Nach einigen Ortsterminen mit Experten, unter anderem dem Muotataler Speläologen Walter Imhof und den in Uri beratend tätigen Kollegen von der Kantonsarchäologie Zug, wurde für 2013 ein kleines Forschungsprojekt aufgelegt: Einerseits sollten die stark überwachsenen Ruinen geputzt und zeichnerisch erfasst, andererseits gezielt nach archäologischen Streufunden Ausschau gehalten werden.

Eine erste Forschungsthese

Zwei der im Studenbergliwald vorgefundenen Ruinen aus Trockenmauerwerk sprengen die Grösse von historischen Alphütten. Möglicherweise handelte es sich demzufolge um ganzjährig genutzte, mittelalterliche Siedlungsplätze, ähnlich der von Werner Meyer 1987 und 1994 archäologisch ergrabenen Bautengruppe «Balmli» in Illgau SZ auf 985 Meter über Meer. Diese erste Studenbergli-Forschungsthese konnte erhärtet werden durch ein isoliertes Mauergeviert aus besonders grossen Steinblöcken, das einst ein (älteres?) Anwesen innerhalb der Gemeindegrenzmauern umfasste. Und einer 60 Zentimeter tiefen Bodenprobe, die Holzkohleschichten aus dem 10., 12. und 15. Jahrhundert beinhaltet – mögliche Indizien für Waldbrände, gezielte Brandrodungen oder gar Feuerstellen. In jedem Fall sind die vielen Ruinen und Terrassierungen ein eindeutiger Beleg dafür, dass der Studenbergliwald ehemals Wies- oder Weidland war und damit eine aussergewöhnliche Geschichtsquelle ist: Die Bauforschung fokussiert in der Regel die Gebäude im Dorfkern, die Archäologie eher den alpinen Bereich – der Studenbergliwald liegt mit 1150 Meter über Meer genau dazwischen.

Im 14. Jahrhundert urbar gemacht

Die Urbarmachung des Weid- und Ackerlands erreichte laut Quellen das



Die Fundstelle eines ehemaligen Stalls auf dem Haldi.

FOTO: ZVG

untersuchte Gelände Anfang des 14. Jahrhunderts: 1321 finden Haldi und die Süssberge, 1426 das Oberfeld erstmals Erwähnung. Aus dieser Zeit datiert auch das Gros der Schächentaler Hofstätten, dokumentiert im Gründungsbrief der Spiringer Kirche von 1290. Entsprechende Bauwerke haben sich jedoch nicht erhalten. Im Unterschied zu den höheren Lagen im Schächental, etwa dem Spiringer Oberdorf, Derelen oder Unterschächen-Breiten, sind auf Haldi bislang auch keine grösseren frühneuzeitlichen Hofstätten nachweisbar. Seit Ende des 17. Jahrhunderts ist der umfangreiche Waldbesitz der einstigen Bürgler Grossbauernfamilie Planzer dokumentiert, hierzu gehört auch der heutige Studenbergliwald. Die Bezeichnung «Studenberg» taucht erstmals 1736 auf. Die Verbindung mit «Wald» etablierte sich trotz des entsprechenden Bewuchses erst in jüngster Vergangenheit. Die exakte Ausdehnung und Zeitstellung des Studenbergliwalds ist mit Quellen also kaum zu rekonstruieren. Hier hilft die Natur: Der beachtliche Baumbewuchs auf den Ruinen weist auf eine

Aufgabe der Siedlungsplätze vor über 200 Jahren hin.

Der Studenbergliwald besteht aus Ablagerungen aus der letzten Eiszeit: ortsfremde Fels- und Steinbrocken, sogenannte Granitfindlinge. Zahlreiche grossformatige Steinbrocken wurden zu Terrassierungen geschichtet. Die Interpretationsmöglichkeiten reichen von einer Einebnung einzelner Geländeabschnitte zwecks Kultivierung bis hin zu einfachen Lesehaufen, sogenannten «Mütschen». Letzteres scheint wahrscheinlicher und stand wohl im Zusammenhang mit der Urbarmachung des Areals als Wies- oder Weidland.

Zivilschutz im Einsatz

Die Ruinenputzkampagne wurde unterstützt vom Urner Zivilschutz: Robert Arnold, Erwin Arnold und Marino Triulzi. Entfernt wurden Bewuchs, Laubschichten und Abfälle. Im Fokus standen zwei typähnliche Baugruppen. Beide Siedlungsplätze umfassen jeweils ein grosses, hangseitig eingetieftes Geviert aus Trockenmauerwerk und einen an einen grossen Felsblock angelehnten Kleinbau.

Die räumliche Nähe allein bietet jedoch keinen zweifelsfreien Rückschluss auf eine gleichzeitige Entstehung oder Nutzung der jeweiligen Bauten. Eine Schwierigkeit der Wüstungsforschung liegt immer in der Typologisierung eines eingestürzten Baus. Doch bereits nach dem Ausräumen der ersten grossen Ruine ergab sich hier ein klarer Befund und damit eine von der ersten Forschungsthese abweichende Datierung.

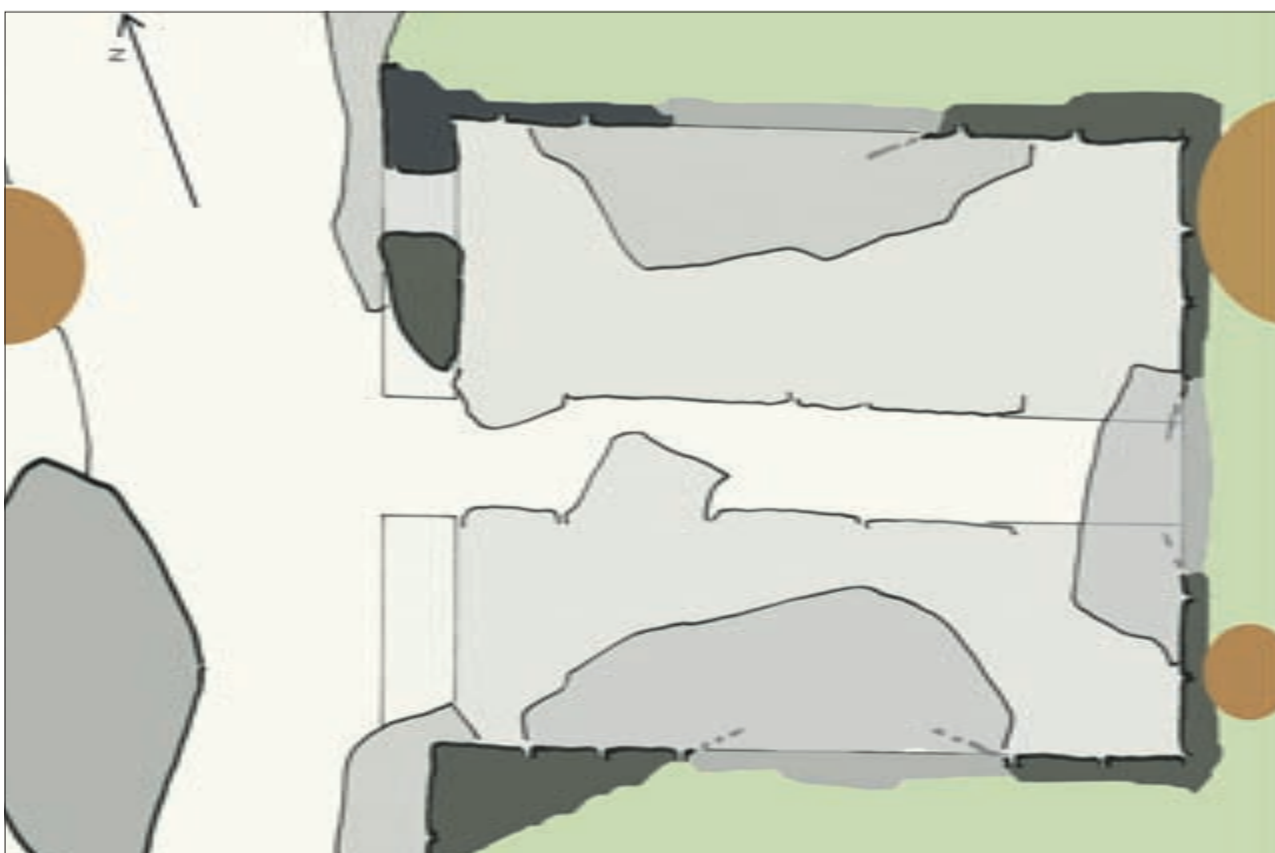
Das gut 20 Quadratmeter grosse Geviert in der Senke gegen Wichli besitzt überraschenderweise einen Steinplattenboden, geteilt von einem Mittelgang – eine typische Anordnung für einen neuzeitlichen Grossviehstall. Das benachbarte, an einen Felsblock angelehnte Hüttli ist aufgrund zweier eingemauerten Wandnischen hingegen eindeutig als Wohnbau zu bewerten: Die Nischen dienten als Kühl- oder Vorratsbereich. Allerdings umfasst es weniger als 10 Quadratmeter – ähnlich wie viele der bislang inventarisierten, abgegangenen Alphütten. Man hätte es sich als Archäologe andersrum gewünscht: ein grosses Wohnhaus und ein kleiner Unter-

stand, etwa für eine mittelalterliche Ziegen- oder Schafherde.

Fund wirft Fragen auf

Die oberflächlichen Streufunde im Studenbergliwald unterstreichen die (früh-)neuzeitliche Bewirtschaftung des Areals. Drei Klingens und ein kreuzförmiger Beschlag, der wohl von einem Pferdegeschirr stammt, scheinen hingegen deutlich älter zu sein. Sie werden derzeit näher untersucht. Das Areal wurde demzufolge – wie angenommen – bereits sehr früh genutzt. Aber die erste Forschungsthese zur Besiedlung muss korrigiert werden: Zu untersuchen ist nun die Wirtschaftsform im 16. bis 18. Jahrhundert, an der Schnittstelle zwischen Tal- und Bergbetrieb.

Wenn man von einer zeitgleichen Nutzung der Bautengruppe ausgeht: Ein nur 10 Quadratmeter grosses Wohnhüttli passt nicht recht zu einem Stall, der etwa einem Dutzend Stück Grossvieh Platz bot – eine für diese Zeit äusserst ansehnliche Herde. Oder handelte es sich hier doch um einen temporären Siedlungsplatz? Vielleicht diente das Hüttli als Schlaf- und Arbeitsstätte für einen Senn, der die Abend- und die Morgenmilch jeweils zusammen zum Talbetrieb brachte? Und falls das Wohnhüttli doch älter wäre, ehemals einsam inmitten der Matten stand? Auch in Illgau stand einst ein Kleinbau. Dieser wurde bereits um 1100 bewohnt – bevor ein spätmittelalterliches Bauernhaus hinzukam. Aber auch der «Burgenmeyer» liefert keine Antwort auf die Frage, in welche Wirtschaftsform ein einzelnes Wohnhüttli in dieser Höhenlage eingebunden gewesen sein könnte. Selbst wenn das Wohnhüttli im Studenbergliwald also eines Tages exakt datiert werden könnte, das Umfeld der Entstehung der Hütten und deren Nutzung bleibt wohl weiterhin Spekulation. Und warum wurden die Gebäude und vor allem das einfach zu erreichende und wenig arbeitsintensive Gelände gänzlich aufgegeben? Zwar datiert die Aufgabe der Gebäude in eine Zeit der markanten Klimaverschlechterung, der sogenannten Kleinen Eiszeit. Der dadurch bedingte geringere Ertrag machte viele Klein- oder Alpbetriebe unrentabel. Aber ein Grossviehstall ist kein Kleinbetrieb und der Studenbergliwald ist keine Alp ... Das Thema bleibt also spannend.



Schematischer Grundriss des Alpstalls, aufgenommen und gezeichnet von Brigitte Andres (Wüstungsforschung Berner Oberland) und Marion Sauter.